

29, 1 (2018) – Wissen schaffen

Hg. von Claudia Opitz-Belakhal und Sophie Ruppel
Edited by Claudia Opitz-Belakhal and Sophie Ruppel

178 Seiten/pages, ISBN: 978-3-8471-0824-5, ISSN: 1016-362X

Editorial

Wer schafft auf welche Weise ‚Wissen‘? In welchen sozialen Rahmungen und Institutionen geschieht das? Und schließlich: Welches Wissen wird in einer Epoche als gültig oder ‚richtig‘ anerkannt? Wissensproduktion und Wissenslegitimation sind nicht unabhängig voneinander. Wer jeweils auf welche Weise ‚Wissen schafft‘, bestimmt meist ganz wesentlich die Anerkennung dieser Wissensbestände, ihre Gültigkeit und Relevanz. Doch gilt umgekehrt, nicht jede/r, der/die Wissen schafft, wird als WissenschaftlerIn bezeichnet – und nicht jedes neue Wissen ist unbedingt Teil der Wissenschaft. Dies gilt nicht nur in Hinblick auf unterschiedliche kulturelle Räume, sondern vor allem auch in Hinblick auf unterschiedliche Epochen und, ganz besonders wichtig in unserem Zusammenhang, auf unterschiedliche Geschlechtszugehörigkeiten.

Die Frauen- und Geschlechtergeschichte hat schon seit ihren Anfängen bemängelt, dass vor allem das von weiblichen Akteuren produzierte Wissen in den vergangenen Epochen oft als wenig relevant betrachtet oder als randständig markiert worden ist und daher diese *hidden contributions* von Frauen zur Wissenschaftsentwicklung vielfach dem Vergessen anheimgegeben worden sind.¹ Auch und gerade im Bereich der Naturwissenschaften und vor allem in der Medizingeschichte hat die feministische Forschung schon früh wichtige Akzente gesetzt. Sowohl die Inhalte dieser wissenschaftlichen Disziplinen wie auch die institutionellen Rahmenbedingungen ihrer Wissensproduktion wurden kritisch durchleuchtet. Prozesse der Exklusion von Frauen aus der Wissenschaft standen dabei häufig im Vordergrund, wobei Männlichkeit und Modernisierung meist eng miteinander verbunden, ja, als untrennbare Einheit erschienen.²

¹ Vgl. dazu etwa Theresa Wobbe (Hg.), *Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken 1700–2000*, Berlin 2002.

² Vgl. Karin Hausen u. Helga Nowotny (Hg.), *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, Frankfurt a. M. 1988; Barbara Schaeffer-Hegel u. Barbara Watson-Franke (Hg.), *Männer, Mythos, Wissenschaft. Grundlagentexte zur feministischen Wissenschaftskritik*, Pfaffenweiler 1989.

Gerade mit Blick auf die frühneuzeitliche Wissenschaft ließ sich der Befund von einer ‚männlichen‘ Wissenschaft durch Tradition allein aber nicht erklären.

Professionalisierungsstrategien, Verlagerungen innerhalb der universitären Arbeitswelt und der familiären und sozialen Zusammenhänge sowie thematische und methodologische Entwicklungen und Akzentsetzungen trugen hierzu bei. Derartiges geschah beispielsweise durch die Abschottung des wissenschaftlichen Labors von den ‚Laien‘ (die nicht selten Laiinnen waren) oder durch das *gendering* von Experimentalanordnungen, wenn es sich dabei um männliche Ärzte und weibliche Patienten handelte, oder wenn ein männlicher Blick sich in der Anatomie auf weibliche Körper richtete und dabei in geschlechterhierarchischer Weise wissenschaftliche ‚Tatsachen‘ und ‚Wahrheiten‘ generiert wurden.³

Londa Schiebinger, die wir für dieses Heft für ein Interview gewinnen konnten, gehört zu den Pionierinnen einer solchen geschlechtergeschichtlich ausgerichteten Wissens- und Wissenschaftsforschung.⁴ Ihre Sicht auf die in den letzten Jahrzehnten erfolgten Wandlungen würdigt auch die Erfolge, die die frauen- und geschlechtergeschichtliche Wissens- und Wissenschaftsforschung gezeitigt hat.

Allerdings hat sich die Wissenschaftsgeschichte seit den 1980er-Jahren grundlegend gewandelt. Angestoßen durch Entwicklungen in der Wissenschaftstheorie und in der Wissenssoziologie hat sich eine *Wissensgeschichte* etabliert, die sich als neuer Zugang zu Wissen und Wissenschaft versteht.⁵ Aufgenommen wurde hier insbesondere Thomas Kuhns Kritik am Narrativ des wissenschaftlichen Fortschritts, aber auch die Arbeiten von Michel Foucault, Bruno Latour oder auch die (von Kuhn wiederentdeckten) Schriften Ludwig Flecks, der sich schon in den 1930er-Jahren mit den epistemischen Bedingungen der Wissensproduktion beschäftigte, stellten und

³ Vgl. Evelyn Fox Keller, *Reflections on Gender and Science*, New Haven, CT 1985 (dt.: *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche und weibliche Wissenschaft*, München/Wien 1986); Londa Schiebinger, *Nature's Body. Gender in the Making of Modern Science*, Boston 1993 (dt.: *Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*, Stuttgart 1995); Barbara Orland u. Elvira Scheich, *Das Geschlecht der Natur*, Frankfurt a. M. 1995; Theresa Wobbe (Hg.), *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bielefeld 2003.

⁴ Vgl. dazu Londa Schiebinger, *The Mind Has No Sex? Women in the Origins of Modern Science*, Cambridge, MA 1989 (dt.: *Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der Wissenschaft*, Stuttgart 1993).

⁵ Mit dem Einführungsband von Peter Burke ist die *Wissensgeschichte im Kanon* der geschichtswissenschaftlichen Ansätze und Arbeitsweisen angekommen, vgl. Peter Burke, *What is the History of Knowledge?*, Cambridge 2016. Programmatisch für den deutschsprachigen Raum vgl. den Aufsatz von Philipp Sarasin, *Was ist Wissensgeschichte?*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 36 (2011), 159–172.

stellen hier Referenzpunkte dar.⁶ Auch hier geht es – analog zu geschlechtergeschichtlichen Perspektivierungen – insbesondere um die Bedingungen und Kontexte, innerhalb derer Wissen generiert wird.⁷ Suchten also frauen- und geschlechtergeschichtliche Studien aufgrund ihres Interesses an den vergessenen Wissenschaftlerinnen nach sozialen und strukturellen Bedingungen, innerhalb derer WissenschaftlerInnen agierten, so wurde dies auch für Wissens- und WissenschaftshistorikerInnen ein Anliegen.

Der Titel dieser Ausgabe – „Wissen schaffen“ – umreißt knapp eine solche Herangehensweise: Im Zentrum stehen Generierungsweisen und -praktiken von Wissen und deren soziale wie kulturelle Verortungen. Dabei kommen insbesondere die Geschlechterverhältnisse und -differenzen sowie die durch diese (mit-)bestimmten Zugänge zu Wissen und Wissenschaft in den Blick. Das Heft knüpft damit an die Traditionen feministischer Wissenschaftsforschung an und präsentiert Beiträge, die einerseits das Generieren und Verbreiten von Wissen über Natur, Körper und Medizin vom 16. Jahrhundert bis zur Zeitgeschichte fokussieren, andererseits geschlechtlich markierte Personen und Personengruppen und deren Praktiken der Wissensproduktion und Wissensnutzung untersuchen.⁸

Mineke Bosch zeichnet zunächst am Beispiel der ersten niederländischen Zellbiologin und Pionierin der Genetik an der Universität Utrecht, Marianne van Herwerden (1874–1934), den Zusammenhang von wissenschaftlicher Praxis und Geschlechterrollen im frühen 20. Jahrhundert nach. In Anwendung und Weiterführung des von Lorraine Daston und anderen entwickelten Konzepts der „scientific persona“⁹ beschreibt Bosch die Selbstdarstellung und Identitätskonstruktion Van Herwendens, wie sie sich in ihrem in Briefform verfassten USA-Reisebericht von 1920 manifestieren. In diesen Briefen, die in der „Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde“, dem Zentralorgan der medizinischen Forschung in den Niederlanden, publiziert

⁶ Vgl. Thomas S. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*, Frankfurt a. M. 1979. Zentral auch: Bruno Latour u. Steve Woolgar, *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*, Beverly Hills 1979; Ludwig Fleck, *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, Frankfurt a. M. 2011.

⁷ Seit den 1990er-Jahren sind innerhalb der Kulturgeschichte viele entsprechende Studien entstanden, vgl. u. a. Jürgen Schlumbohm, Hans Erich Bödeker u. Peter Hanns Reill (Hg.), *Wissenschaft als kulturelle Praxis 1750–1900*, Göttingen 1999; Richard van Dülmen u. Sina Rauschenbach (Hg.), *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln 2004. Viele Einzelstudien in diesem Feld folgten.

⁸ Auch bei „L’Homme. Z. F. G.“ haben wir uns schon früher mit solchen Themen beschäftigt, so insbesondere im Heft 5, 1 (1994), „Körper“, hg. von Herta Nagl-Docekal, sowie im Heft 21, 2 (2010), „Blut, Milch und DNA. Zur Geschichte generativer Substanzen“, hg. von Caroline Arni u. Edith Saurer.

⁹ Lorraine Daston u. H. Otto Sibum, *Introduction: Scientific Personae and Their Histories*, in: *Science in Context*, 16, 1–2 (2003): *Scientific Persona*, hg. von Lorraine Daston u. H. Otto Sibum, 1–8.

wurden, gelingt es Van Herwerden, sich – in Abkehr von Bildern der asketischen, mittellosen Wissenschaftlerin oder der Gelehrten des 18. Jahrhunderts – als moderne, passionierte Forscherin zu präsentieren, die sich mühelos in akademischen Institutionen und Labors bewegt, Interviews gibt und auch Popularisierung des gewonnenen Wissens und sogar politische Einflussnahme nicht scheut. Sie vollzieht durch ihre amerikanische Reise einen Wandel ihrer „scientific persona“, der sich schließlich auch in ihren politischen Zielen – ihrer Hinwendung zur Eugenik – niederschlägt.

Ebenfalls mit der für weibliche Forschende höchst dynamischen Zeit der 1920er- und 1930er-Jahre befasst sich Elke Kleinau. Sie widmet sich jenen Feministinnen und Sozialreformerinnen, die sich wie etwa Alice Salomon (1872–1948) oder Marie Baum (1874–1954) sehr früh der empirischen Sozialforschung zuwandten, einem Gebiet, das im Gegensatz zur Soziologie zu dieser Zeit noch nicht als Wissenschaft galt. Diese Forscherinnen unternahmen – aus ihrer Perspektive als sozialpolitisch interessierte bürgerliche Frauen heraus – breit angelegte Studien, die bis heute als Quelle für das Familienleben und die Situation von Arbeiterfrauen in den 1920ern genutzt werden können. Deutlich wird hier der Einfluss der Vorstellungen des „weiblichen Geschlechtscharakters“ auf die Zuteilung und Bewertung wissenschaftlicher Felder: Frauen wurde Forschung in Wissens- und Wissenschaftsbereichen zugestanden, die, als „karitative“ oder jedenfalls „soziale Arbeit“ markiert, scheinbar ihrer „natürlichen“ Neigung zur „Mütterlichkeit“ entsprachen und zudem nur einen geringen Stellenwert in der Wissenschaftshierarchie innehatten.

Sophie Ruppel bewegt sich mit ihrem Beitrag in der Zeitspanne, in der sich die Idee von den dichotomischen Geschlechtscharakteren gerade auszubilden begann. Anhand der sogenannten „Frauenzimmerbotaniken“ fragt sie nach geschlechterpolaren Vorstellungen innerhalb dieses Genres. In ihrer Lesart stellen die frühen Werke dieses Genres weniger auf weibliche Personen (und ihre Geschlechterrolle) ausgerichtete Kompendien dar als vielmehr Manifestationen einer allgemeinen Botanikbegeisterung im Rahmen aufklärerischer Naturverehrung und -betrachtung in der Zeit um 1800. Zwar nahmen Botanikerinnen nur selten zentrale Positionen innerhalb dieses Wissensfeldes ein, dennoch waren sie in den familiären und gelehrten Netzwerken der frühen Botanik durchaus präsent und teilten vielfach das aufklärerisch-bürgerliche Interesse an der Natur und der Naturwissenschaft mit ihren Zeitgenossen und Ehemännern. Innerhalb dieser Textsorte zeichnet sich aber ein Wandel ab: Während in frühen „Frauenzimmerbotaniken“ noch wenige geschlechterpolare Vorstellungen aufscheinen, rekurrieren gleichnamige Werke seit etwa 1840

zunehmend auf die angeblich naturgegebene weibliche Rolle der Hausfrau und Mutter und wirken so ihrerseits an der Polarisierung der Geschlechtscharaktere aktiv mit.

Zeitlich noch einen Schritt weiter zurück, ins späte 16. Jahrhundert, geht Sarah-Maria Schober in ihrem Artikel über das Sammeln und Systematisieren des Wissens über die weibliche Anatomie. Sie konstatiert einen Boom dieses Wissens, insbesondere über die Klitoris – damals häufig als *penis muliebris*, also als weiblicher Penis, bezeichnet – im 16. und frühen 17. Jahrhundert. Am Beispiel des Basler Gelehrten Caspar Bauhin (1560– 1624) beschreibt sie frühneuzeitliche Strategien, dieses Wissen zu sammeln und zu ordnen. In Bauhins „Theatrum anatomicum“ (1605) wird anatomisches Wissen der Zeit kompiliert und innerhalb der zeitgenössischen Vorstellungen über die für die Prokreation zentralen Funktionen der Körperflüssigkeiten verhandelt. Dabei kommt Schober auch auf die Debatte rund um Thomas Laqueurs These vom vormodernen *one sex model* zu sprechen und formuliert eine dezidierte Kritik an den aus ihrer Sicht wenig differenzierten Forschungsergebnissen Laqueurs. Trotz der Bezeichnung als *penis muliebris* hätten die frühneuzeitlichen Gelehrten keineswegs angenommen, die weiblichen (inneren wie äußeren) Geschlechtsteile seien gleichsam identisch mit den männlichen. Vielmehr lasse sich hier eine große Bandbreite an Meinungen über und Vorstellungen von Geschlechterdifferenzen feststellen, die jedoch weniger aus anatomischen Vorstellungen resultierten, als vielmehr aus der Logik der damals vorrangigen „Säftelehre“.

Im „Forum“ stellt Patricia Fara eine Gruppe von Frauen in den Mittelpunkt, die in ihren Fronteinsätzen während des Ersten Weltkrieges unkonventionelle Rollen erfüllten. Wissenschaftlerinnen, Ärztinnen oder Ingenieurinnen übernahmen im Krieg zentrale Aufgaben und fanden dafür häufig auch viel Anerkennung. Nach Kriegsende wurden ihnen solche verantwortungsvollen Aufgaben allerdings zunehmend wieder entzogen. Die These von der emanzipatorischen Wirkung des Krieges (insbesondere des Ersten Weltkrieges) muss daher mit einem Fragezeichen versehen werden.

Unser wissens- und wissenschaftsgeschichtlicher Themenschwerpunkt wird abgerundet durch vier Rezensionen, von denen sich zwei solchen Publikationen widmen, die insbesondere der (Re-)Produktion von Männlichkeit(en) in der und durch die Wissenschaft nachgehen – eine Thematik, die ja schon zu Beginn der feministischen Wissenschaftsforschung und -kritik eine zentrale Rolle spielte und seither ihre Brisanz nicht eingebüßt hat.

Im bereits erwähnten Gespräch mit Londa Schiebinger steht ebenfalls die Frage nach den Geschlechterrollen und den Handlungsspielräumen von Frauen und Männern in Wissenschaft und Universität im Mittelpunkt, wobei der zeitliche Fokus bis in die Gegenwart ausgeweitet wird. Wie haben sich Geschlechterverhältnisse seit der Aufklärung und bis heute in wissenschaftlichen Zusammenhängen entwickelt? Und wie wird es – in der Geschichtswissenschaft, der historischen Wissenschaftsforschung, aber auch im akademischen Arbeitsalltag – weitergehen? Schiebinger, die auf eine breite Erfahrung in allen drei Bereichen zurückblicken kann, konstatiert sehr optimistisch einen grundlegenden und unumkehrbaren Wandel in der akademischen Welt zugunsten von Wissenschaftlerinnen und von Geschlechterfragen, auch wenn dieser noch nicht überall vollständig durchgesetzt sei.

In ihrem Beitrag in der Rubrik „Extra“ setzt sich Dietlind Hüchtler mit durch die Medien vermittelten Männlichkeits- und Weiblichkeitsdarstellungen in der polnischen Nachkriegszeit auseinander. Einerseits wurden in Polen die sozialistische Geschlechtergleichheit und, damit verbunden, die Erwerbstätigkeit von Frauen propagiert, andererseits wurde insbesondere ab den 1960er-Jahren eine neue ‚natürliche‘ Weiblichkeit postuliert. Gerade die Oppositionellen der 1980er-Jahre inszenierten zudem männliche Helden wie Lech Wałęsa und ihre fürsorglichen Ehefrauen, also traditionelle Rollenverteilungen, im Kontrast zur sozialistischen Ikonografie.

In der Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ führen wir unsere Reihe zur Geschichte und den Dimensionen sexueller Gewalt mit einem Artikel von Birgitt Haller über eine Studie zu sexueller Belästigung von Lehrlingen und jungen ArbeitnehmerInnen im heutigen Wien fort – ein Thema, das ja gerade in den Medien weltweit Aufmerksamkeit erfährt und dennoch oder gerade deshalb aus wissenschaftlicher Sicht vertiefte Betrachtung benötigt. Deutlich wird hier vor allem die weiterhin enorme Zurückhaltung und Scham beim Publizieren sexueller Übergriffe und die große Verantwortung von Vorgesetzten und Führungspersonal bei der Herstellung eines Arbeitsklimas, das frei ist von Anzüglichkeiten und Übergriffen aller Art.

Die Serie über Anti-Genderismus-Debatten führen wir mit einem Beitrag der katholischen Theologin Margit Eckholt fort, aus dem nicht zuletzt auch deutlich wird, dass nicht nur von männlich-konservativer Seite Fortschritte im Menschen- und Frauenbild der Kirchen kritisch beäugt oder gar aktiv zurückgewiesen werden. Gleichzeitig bietet der Beitrag einen

ausgezeichneten Einblick in Gender-Debatten, die in den Nachbarfächern, aber auch in der politischen und seelsorgerlichen Praxis breit geführt werden (müssen) und hierbei eine wesentliche Bedeutung gewonnen haben für das Empowerment von Frauen.

Claudia Opitz-Belakhal und Sophie Ruppel